

Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit?

G 12

Berufswahl und Berufsberatung in der dritten industriellen Revolution

G 13

G 212

Martin Griepentrog, Bielefeld*)

1. Berufswahl heute – Zwischen Arbeitsmarktkrise und individualisierter Lebensplanung?

Wie Jugendliche in der Wende zum 21. Jahrhundert mit ihrer beruflichen Zukunftsplanung umgehen und wie sie ihre Berufswahl gestalten, beschäftigt nicht nur die damit befassten Eltern, Lehrer, Berufsberater und Ausbilder: Auch die empirische Jugendforschung widmet sich schon seit geraumer Zeit dieser Frage und kommt dabei innerhalb weniger Jahre zu erstaunlich unterschiedlichen Ergebnissen. So wurde 1997 in der 12. Shell-Jugendstudie das Fazit gezogen, dass „das gesellschaftlich-ökonomische Problem der Krise der Erwerbsarbeit“ als zentrales Problem von Jugendlichen erlebt werde: „Die gesellschaftlichen Krisen haben das Jugendalter erreicht“ (Münchmeier 1997, 2258). Die Verfasser dieser Studie

konstatierten, dass sich die Befragten sehr geprägt zeigten von dem Widerspruch zwischen wachsenden Bildungs- und Qualifikationschancen und der zunehmenden Unsicherheit, ob sich Bildung und zunehmende Qualifikation im weiteren Leben überhaupt auszahlen werden. In der im Jahr 2000 vorgelegten 13. Shell-Jugendstudie wird dagegen eine „deutlich gewachsene Zuversicht in Bezug auf die persönliche wie auch auf die gesellschaftliche Zukunft“ festgestellt: Nun spricht „wenig für die Annahme, die Jugendlichen wüssten angesichts von fortdauernder Arbeitslosigkeit, von Flexibilisierung, Globalisierung und rasantem Wandel in allen Bereichen des Lebens nicht aus noch ein (...). Einigermaßen zuversichtlich versuchen sie, ihre Lebensperspektive vorzubereiten“ (Jugendwerk 2000, 13, 92).

*) Berufsberater BB-A/H, Arbeitsamt Bielefeld.

Der Verfasser arbeitet seit 8 Jahren als Berufsberater für Schüler/innen der Sekundarstufe II und Studierende und führt im Rahmen dieser Tätigkeit jährlich mit etwa 700 Ratsuchenden berufliche Beratungsgespräche. Mehrtägige Kleingruppen-Seminare zur persönlichen Berufsfindung bilden einen weiteren persönlichen Arbeitsschwerpunkt. Die folgenden Ausführungen verdichten die entsprechenden Erfahrungen in exemplarischen Fallbeispielen.

1) Das empirische Material der entsprechenden Studie von Gerhard Schulze (1992) bildet nur die Verhältnisse in den alten Bundesländern ab.

2) „Dritte industrielle Revolution“ meint hier den Übergang zur globalisierten, informatisierten und auf dem Produktionsfaktor „Wissen“ beruhenden, EDV- und Internet-gestützten Wirtschaftsweise. Die so genannte „zweite industrielle Revolution“ löste mit den Leittechniken Motorkraft und Elektrifizierung sowie mit Schüben von Taylorisierung und Rationalisierung der Arbeitsbeziehungen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die „erste industrielle Revolution“ ab, die mit den Leitsektoren Textilindustrie, Bergbau und Eisen/Stahl vor etwa 200 Jahren die Industrialisierung in Europa und Nordamerika auslöste.

Ich möchte mich im Folgenden von derartigen, allgemeinen – mal von Zuversicht, mal von akutem Krisenbewusstsein geprägten – Stimmungen zur Berufswahl-Problematik lösen und berichten, wie in der alltäglichen Praxis der beruflichen Beratung konkret und einzelfallbezogen die beruflichen Entscheidungsprobleme heutiger Berufswähler/innen aussehen. Dabei werde ich vor allem der Frage nachgehen, inwieweit hier Prägungen und Wertvorstellungen eine Rolle spielen, die über die arbeitsmarktlichen Zukunftserwartungen bzw. Befürchtungen hinausgehen. Dazu stelle ich erstens, illustriert an Beispielen aus der Praxis der beruflichen Beratung, typische Entscheidungsprobleme jugendlicher Berufswähler dar und vergleiche diese Beobachtungen mit der gesellschaftlichen Erwartung an eine „gute“, das heißt realistische und tragfähige Berufswahl.

Zur Erklärung des hierbei sichtbar werdenden Berufswahlverhaltens möchte ich zweitens unter dem Stichwort der „Erlebnisgesellschaft“ einige Aspekte der Sozialisation von Jugendlichen in der (west)deutschen¹⁾ Gesellschaft der 1980er und 1990er Jahre diskutieren. Drittens versuche ich, daraus einige Schlussfolgerungen für die Möglichkeiten, Grenzen und methodischen Verfahren der beruflichen Beratung in der gegenwärtigen „dritten industriellen Revolution“²⁾ zu gewinnen.



Meine Hauptthese lautet, dass die prognostizierten Trends zur Internationalisierung, Fragmentierung und Virtualisierung der zukünftigen Erwerbsarbeit³⁾ und die akuten Arbeits- und Ausbildungsmarktkrisen zwar Entscheidungsunsicherheiten auslösen, aber nicht allein die Berufswahlprobleme heutiger Jugendlicher und junger Erwachsener bestimmen: In meiner – auf Abiturienten/innen und Studierende spezialisierten – Beratungsarbeit nehme ich eher wahr, dass zumindest diese Berufswähler/innen mit formal höherer Bildung ihre Bildungs- und Zukunftschancen nicht unbedingt als krisenhaft eingeschränkt, sondern eher als verwirrenden, unüberschaubaren „Markt der Möglichkeiten“ ansehen und primär in diesem undurchschaubaren Berufe-Markt nach Chancen einer individuellen und sinnstiftenden Lebensgestaltung suchen. Dies zeigen auch die empirischen Jugendstudien: So machte die 12. Shell-Studie eine „verwirrende Gleichzeitigkeit“ und „Unschärfe“ zwischen ichbezogenen und sozialen bzw. materiellen und so genannten „postmateriellen“ Wertorientierungen bei den befragten Jugendlichen aus (Münchmeier 1997, 2276–2277), und die 13. Shell-Studie stellte jüngst fest, dass „Beruf (...) nicht mehr die vorgegebene Ordnung, in die man sich einfügt und integriert, sondern ein selbst gewähltes Lebenskonzept (ist), für das man sich persönlich einsetzen muss“ (Jugendwerk 2000, 15). Ein differenziertes Bild zeigte auch eine 1996 vorgelegte, bei ca. 1800 Schulabgängern/innen des Schuljahres 1992/93 vorgenommene qualitative Untersuchung subjektiver Berufswahl-Motive und individueller Zukunftsvorstellungen: Bei der Berufsentscheidung trat auch hier eine Gemengelage von einerseits materiell-existenzsichernden und andererseits eher auf individuelle Lebensgestaltung und Lebenssinnstiftung gerichteten Berufswahlmotiven auf. Vor allem weibliche Jugendliche und höher qualifizierte Berufswähler/innen (Abiturient/innen) gaben eher soziale Kontaktmotive, gesellschaftlich-humanistische Orientierungen sowie das

- ³⁾ Diese Zukunftsprojektion wird in vielen Materialien und Medien entwickelt, die für die Hand jugendlicher Berufswähler/innen entstanden sind (vgl. z.B.: Arbeit der Zukunft 1996; Gleiser 1999 [Broschüre der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung der Bundesanstalt für Arbeit, gedacht zur beruflichen Orientierung von Studierenden]).
- ⁴⁾ Auch die 13. Shell-Studie kommt zu den gleichen Motiv-Differenzierungen zwischen Hauptschülern/innen und Abiturienten/innen (Jugendwerk 2000, S. 15).

Bemühen, sich selbst bzw. die eigenen Fähigkeiten weiterentwickeln zu wollen, als Begründung ihres Berufswunsches an; materiell-finanzielle Begründungen betonten eher Hauptschüler/innen.⁵⁾ Bezogen auf alle Befragten nahm mit 36 % Nennung das Berufswahlmotiv „Spaß, Freude, Interesse“ vor dem eher auf berufliche Sicherheit gerichteten Motiv „ausreichend Geld verdienen“ (30 %) den ersten Rang ein (Fobe/Minx 1996, 136, 59).

2. Ich weiß nicht, was ich machen soll – Entscheidungsprobleme jugendlicher Berufswähler

Ich schildere nun zwei alltägliche Fälle aus der beruflichen Beratung, bei denen typische Entscheidungsprobleme jugendlicher Berufswähler/innen differenzierter deutlich werden.

Julia (alle Namen wurden geändert) lässt sich erstmals im Februar 1997, etwa vier Monate vor ihrem Abitur, zu ihrer Berufswahl beraten: Sie berichtet, zunächst an ein Studium des Faches Modedesign gedacht zu haben (erste Berufsidee), traut sich aber das Bestehen der künstlerisch-gestalterischen Eignungsprüfung nicht zu. Nun spricht sie Ingenieurstudiengänge an, in denen sie ihre Fremdsprachenkenntnisse in Englisch anwenden kann. Außerdem fragt sie nach Ausbildungsmöglichkeiten im gehobenen Verwaltungsdienst (zweite und dritte Berufsidee). Direkt nach ihrem Abitur lässt sich Julia zu den Perspektiven im Polizeidienst informieren (evtl. als Konkretisierung der dritten Berufsidee gedacht). Etwa 13 Monate später, im August 1998, taucht sie wiederum in der Sprechzeit der Abiturientenberatung auf und berichtet, dass sie von 1997 bis 1998 einen au-pair-Aufenthalt in den USA absolviert hat. Nun plant sie ein Studium und fragt nach den Studienfach-Kombinationen Anglistik, Medienwissenschaften und Betriebswirtschaftslehre (vierte Berufsidee).

Nach zwei Monaten Studium nimmt Julia dann an einem Berufsfindungsseminar des Arbeitsamtes Bielefeld für Studierende teil und berichtet ausführlich von ihrer augenblicklichen Situation: Sie hat sich parallel zu dem au-pair-Aufenthalt einmal zur Berufsausbildung Mediengestalterin und einmal zur Ausbildung im gehobenen Verwaltungsdienst als Stadtinspektor-Anwärterin beworben (Rückkehr zur dritten Berufsidee, zusätzlich fünfte Berufsidee). Als beide Bewerbungen gescheitert waren und sie aus den USA zurückkam, wollte sie



Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? (Fortsetzung)

sich sehr schnell für ein Studium entscheiden und wählte als Hauptfach Anglistik mit den Nebenfächern Wirtschaft und Literaturwissenschaft. Eigentlich war ihre Studienentscheidung vor allem eine Negativwahl, da sie „auf keinen Fall“ ein Lehramtsstudium machen wollte. Julia sah die Offenheit des Magister-Studiums zu diesem Zeitpunkt positiv; gut gefallen haben ihr bisher – nach etwa zwei Monaten Studium – die Einführungsveranstaltungen und die Lehrveranstaltungen in Anglistik. Schlecht kommt sie mit Wirtschafts- und Literaturwissenschaften zurecht, auch den fehlenden Berufsbezug sieht sie nun als Problem. Schwierigkeiten hat sie mit der Notwendigkeit der Selbstorganisation und den „fehlenden Vorschriften“ im Studium. Auch dass andere Studierende offenbar mit dem Studium zufrieden sind, macht ihr zu schaffen. Nach zwei Monaten Studierenerfahrung fragt sich Julia immer häufiger, was die Seminare „bringen“. Sie sei „kein Typ für die wissenschaftliche Hochschule“, würde gerne eine Berufsausbildung machen, gerne im Ausland arbeiten, denkt an Luftverkehrsberufe oder Zollbeamtin.

Im Verlauf des Berufsfindungsseminars konkretisiert Julia die Ideen gehobener Verwaltungsdienst, Luftverkehrskauffrau, Servicekauffrau im Luftverkehr (Rückkehr zur dritten Berufsidee, zusätzlich sechste und siebte Berufsidee). Diese Alternativen zum Studium wurden intensiv durchgesprochen, auch das relativ geringe Stellenangebot wurde erörtert. Für Julia ist aber nun wichtig, auf jeden Fall eine Alternative zum Studium beginnen zu können. Deshalb überlegt sie im Beratungsgespräch, weitere kaufmännische Ausbildungsberufe mit größerem Stellenangebot in Betracht zu ziehen (weitere Berufsideen). Sie hofft nun, im Sommer 1999 mit einer Ausbildung beginnen zu können.

Julia bleibt mit der Berufsberatung in telefonischem Kontakt und bittet periodisch um weitere Ausbildungsstellenvermittlungen. Schließlich teilt sie Ende Dezember 1999 mit, dass sie eine Ausbildung zur Beamtin im Justizvollzugsdienst beginnen wird. Diese wird gut drei Jahre nach dem Abitur, im Sommer 2000, anfangen. Offenbar hat Julia mit der endgültigen Rückkehr zur Verwaltungsausbildung eine „Vernunftentscheidung“ getroffen, bei der ihre Fremdsprachen- und Medieninteressen nicht ausschlaggebend waren. Die Zukunft wird die Tragfähigkeit dieser Entscheidung zeigen müssen.

Andrea lässt sich erstmals etwa ein halbes Jahr nach ihrem Abitur beruflich beraten. Sie hat nach dem Abitur ein mehrmonatiges Praktikum bei einem städtischen Kulturamt gemacht, dieses habe ihr insbesondere im Hinblick auf die organisatorischen Aufgaben sehr gut gefallen. Trotz dieser positiven Erfahrung kann Andrea zu Beginn des Beratungsgesprächs noch keine konkreten beruflichen Ideen benennen, weiß auch noch nicht, ob sie studieren oder eine Ausbildung machen soll. Sie erwartet vom Beratungsgespräch, „dass ich weiß, was ich machen kann“.

Um eine Selbsteinschätzung ihrer vorrangigen Interessen, Fähigkeiten und Erwartungen an den Berufsalltag gebeten, nennt Andrea die Stichworte

- ★ organisieren und managen,
- ★ Umgang mit Menschen,
- ★ abwechslungsreiche Tätigkeit, insbesondere nicht nur Büroarbeit,
- ★ Kulturorganisation: Veranstaltungen, Ausstellungen, Messen usw. und
- ★ eigene Ideen einbringen, in diesem weiteren Sinne kreativ sein.

Weitere, fachlich spezifizierte Interessen und Fähigkeiten kann sie nicht benennen, auch nicht im Rückgriff auf schulische Erfahrungen, Hobbys und Jobs. Wichtig ist für sie, keinen „normalen Job“ – so benennt sie zum Beispiel eine kaufmännische Ausbildung – zu machen.

Im Verlauf der Beratung wurden einige Ausbildungs- und Studienwege erörtert, die im Zusammenhang mit Kulturarbeit und Kulturmanagement stehen. Schließlich konzentriert sich Andreas Interesse einerseits auf den neuen Ausbildungsberuf „Kauffrau für audiovisuelle Medien“, andererseits auf einen neuen Studiengang „Medienwissenschaften“ in Paderborn. Die nicht sehr günstige Stellen- und Bewerbungssituation schreckt sie nicht ab; ehe sie eine „normale“ – für sie langweilige – Berufsausbildung machen würde, ginge sie lieber in ein anderes Studium.

Andrea wird mit Informationsquellen, Adressenverzeichnissen von Medienbetrieben und studien- bzw. berufskundlichen Informationsmaterial ausgestattet. Immerhin macht sie am Ende des



Gesprächs deutlich, jetzt „doch schon ganz zufrieden“ zu sein, „weil ich jetzt wenigstens ein paar Ideen habe“.

Etwa sechs Wochen später ruft Andrea beim Berufsberater an und schildert ihre Schwierigkeiten bei der Suche nach Betrieben, die eventuell Kaufleute für AV-Medien ausbilden könnten. Der Bitte um ein weiteres Gespräch wird schnell entsprochen: Drei Tage später erscheint Andrea in der Beratung, um sich weitere Tipps zur Suche nach denkbaren Ausbildungsbetrieben für den Beruf „Kaufmann für AV-Medien“ zu holen. Sie will immer noch mit Hochdruck und bundesweit mit Medienbetrieben (Sendern, Videofirmen) in Kontakt treten. Weitere Adressen wurden recherchiert und mitgegeben, weitere Gespräche angeboten.

Inwiefern zeigen sich in diesen beiden Fällen häufig anzutreffende Verhaltens- und Entscheidungsmuster von BerufswählerInnen? Typisch sind

- berufliche Auswahlkriterien, die zwar wenig präzise formuliert sind und diffus erscheinen, aber recht deutlich auf eine individuelle Erfüllung im Beruf gerichtet sind (oft mit dem Begriff „Spaß“ umschrieben);
- eine ähnlich diffus formulierte, aber gleichwohl sehr wirkungsvolle Angst, sich falsch zu entscheiden;
- ein ebenfalls nicht immer präzise formuliertes, aber sehr wirksames Unbehagen an Berufen, die zu „normal“ und „langweilig“ zu sein scheinen – sehr vehement machen beispielsweise viele Berufswähler deutlich, dass sie auf keinen Fall „den ganzen Tag im Büro“ verbringen wollen (ohne zu erkennen, dass im Arbeitsort „Büro“ ganz unterschiedliche Tätigkeiten verrichtet werden können);
- ein ziellos erscheinendes Schwanken zwischen den unterschiedlichsten Berufsideen – ziellos im Hinblick auf die eigentlich notwendige Entscheidung für konkrete Tätigkeiten und Anforderungen von Berufen, aber wohl nicht ziellos, wenn dieses Schwanken als Ausdruck der Suche nach individueller Erfüllung im Berufsleben interpretiert wird;
- Abbrüche von Ausbildungen oder Studiengängen, die nicht mit konkreten Erfahrungen und Motiven begründet, sondern aus einem unspezifischen Enttäuschungsgefühl heraus vollzogen werden („das war’s nicht“);

- Entscheidungen für schwer realisierbare, weil selten angebotene und mit hohen Fähigkeitserwartungen und Anforderungsprofilen versehene Ausbildungen oder Studiengänge – typischerweise im Berufsfeld „Gestaltung“ oder „Medien“ –, die nicht durch weitere Alternativen ergänzt werden, wenn es nur Absagen gibt.

Dass die hier geschilderte Motivlage nicht nur auf Abiturienten/innen zutrifft, zeigt paradigmatisch die Äußerung einer Realschülerin zu ihrer beruflichen Zukunft:

„Ich hoffe, dass mein Beruf, den ich eines Tages haben werde, mir Spaß macht. Mit Spaß meine ich, dass er meinen Neigungen und Fähigkeiten entspricht. Ich habe zum Beispiel keine Lust, im Büro zu hocken und mein ganzes Leben an mir vorbei rauschen zu lassen. Ich will selbst etwas schaffen können, also kreativ sein. Am besten etwas im Showbiz, mit Musik, vielleicht Tanzen usw. Die Leute sollen sehen, dass es mich gibt, dass ich etwas kann und sie sollen Spaß daran haben, sie sollen sich darüber freuen können. Mein Beruf sollte in erster Linie anderen etwas geben und dann natürlich auch mir. Ich habe nicht, wie viele andere, Angst davor, keinen Job zu finden. Ich habe viel mehr Angst, dass mein Beruf nicht meine ‚Berufung‘ ist, sondern langweilig“ (Fobe/Minx 1996, 61).

Solch ein hoher Anspruch individueller Selbstverwirklichung in der Berufswahl erscheint Erwachsenen angesichts der sich zunehmend schneller wandelnden Arbeitswelt und angesichts des damit einhergehenden Verlustes an beruflicher Zukunftssicherheit oft als naiv, vor allem dann, wenn die jugendlichen Berufswähler/innen bei ihrer beruflichen „Selbsterkundung“ nicht mit gleicher Intensität die beruflichen Realisierungschancen wahrnehmen und reflektieren. Die Erwachsenen – Eltern, Universitätsprofessoren, Arbeitgeber, Lehrer und Berufsberater – verstehen unter einer gut vorbereiteten Berufswahl in der Regel ein viel rationales Vorgehen: Hier wird den Schulabgängern empfohlen,

- eine ausführliche und realistische Selbstklärung ihrer persönlichen Interessen, Fähigkeiten und Erwartungen an Beruf und Arbeitswelt vorzunehmen und die daraus abgeleiteten Auswahlkriterien klar benennen und erläutern zu können,
- Berufsideen zu entwickeln, die mit dieser Selbstklärung möglichst weit übereinstimmen,
- dann zielgerichtet und stringent Informationen über die in Frage kommenden Berufe einzuho-



Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? (Fortsetzung)

len und mit den persönlichen Vorüberlegungen in Beziehung zu setzen,

- anschließend eine intersubjektiv nachvollziehbare, rationaler Überprüfung standhaltende Bewertung der persönlichen Berufsideen vorzunehmen und dabei die eigenen Wünsche und Neigungen auch mit den objektiven Realisierungschancen in Beziehung zu setzen, sodass schließlich
- tragfähige, belastbare Berufsentscheidungen zu erfolgsversprechenden Bewerbungen führen.

Ein fraglos logisches Entscheidungsmodell, auf dem mittlerweile eine aufwendige und kostspielige Infrastruktur von Hilfsangeboten bei der Berufswahl aufbaut: In Berufsinformationszentren, Berufsberatungen und psychologischen Diensten der Arbeitsämter, Berufswahl-Literatur, Internet-Angeboten und CD-ROMS von Berufsverbänden, Hochschulen, Arbeitsämtern und privaten Beratungs- und Vermittlungsdiensten, in Schulveranstaltungen und Expertenvorträgen, Berufsmessen und auf Infoständen, in Ratgeberartikeln der Printmedien und entsprechenden Rundfunk- und Fernsehsendungen – überall wird über Berufe und Studiengänge informiert, wird Entscheidungshilfe geboten, werden persönliche Fähigkeitsschwerpunkte ermittelt. Schulabgänger werden mit Beschreibungen von Merkmalen und Vorzügen einzelner Berufe, Studiengänge, Berufsbereiche, Wirtschaftsbranchen konfrontiert, auf immer neue Angebote des Berufsmarktes wird aufmerksam gemacht. Und wenn eine zügige Berufs- und Studienwahl nicht klappt oder auf sich warten lässt – wie bei unseren beiden Beispielen, die für viele andere stehen –, dann kann das ja nur an mangelnder Informiertheit liegen – und erneut dreht sich das Karussell von Berufswahlunterricht, berufskundlichen Vorträgen, neuen Medienangeboten usw.

Übersehen wird dabei zweierlei: Erstens sind in einer Zeit der sich schnell wandelnden Arbeitswelt und der immer geringeren Prognostizierbarkeit und Planbarkeit der beruflichen Zukunft einseitig rationalistisch-informationsorientierte Berufswahl-Hilfen nicht per se bessere Orientierungshilfen als individualistische, auf die persönliche Erfüllung gerichtete Entscheidungsstrategien. Zweitens ist zu fragen, ob das rationalistische Berufswahl-Modell nicht ohnehin die Lebenswirklichkeit und

reale Sozialisationserfahrung von Jugendlichen verfehlt: Kulturosoziologische Ansätze legen die Annahme nahe, dass nicht Defizite in der berufs- und studienkundlichen Information, sondern die erlebnisorientierte Alltagskultur der 1980er und 1990er Jahre für das scheinbar irrationale und ziellose Entscheidungsverhalten vieler Berufswähler/innen verantwortlich sind. Diesem größeren, gesamtgesellschaftlichen Wirkungszusammenhang in der Berufswahl möchte ich nun nachgehen.

3. Sozialisation und Entscheidungsprobleme in der „Erlebnisgesellschaft“ der 1980er und 1990er Jahre

In seiner Studie zur „Erlebnisgesellschaft“ hat Schulze (1992) die Ästhetisierung des Alltagslebens und die Erlebnisorientierung als Kennzeichen der Lebensweise seit den 1980er Jahren beschrieben und zeitgeschichtlich verortet: Im Rückblick auf die westdeutsche Entwicklung der Hoch- und Alltagskultur unterscheidet Schulze die industriegesellschaftliche Phase seit Gründung der Bundesrepublik bis zur Mitte der 1960er Jahre, die darauf folgende, bis Ende der 1970er Jahre andauernde Phase des „Kulturkonflikts“ und schließlich die „Erlebnisgesellschaft“ der 1980er und 1990er Jahre. Für unseren Zusammenhang, der Frage der Berufswahl und Berufsberatung, sind alle drei Phasen von Bedeutung, weil zentrale Handlungsmotive früherer Phasen durch die jeweilige Erwachsenengeneration weitervermittelt werden können: so ist beispielsweise die industriegesellschaftliche Phase der 1950er und frühen 1960er Jahre ganz wesentlich durch das Motiv der Aufwärtsmobilität und durch eine hierarchische Wirklichkeitssicht geprägt worden – und niemand wird beim Blick auf Beruf und Arbeitswelt behaupten können, dass Hierarchien und traditionelle Aufstiegsorientierungen hier gänzlich ausgedient haben.

Aber auch die zweite Phase, die des „Kulturkonflikts“ der späten 1960er und 1970er Jahre, hat bei der Berufswahl und in der Berufswelt Spuren hinterlassen: Geprägt durch die kulturellen Konflikte zwischen Unkonventionalität und Traditionalismus und von der Abgrenzung gegenüber der hierarchischen Aufstiegsmentalität in einem bedeutsamen Teil der Gesamtgesellschaft – erinnert sei an Vorstellung von hierarchiefreien, „alternati-



ven“ und selbstbestimmten Lebens- und Arbeitsformen und an die Weigerung eines Teils der damals jüngeren Generation, sich vorbehaltlos mittels Beruf und Arbeitsstelle in die bestehende Gesellschaft einzugliedern –, verloren nun beruflicher Aufstieg und bestehende Hierarchien ihre vorher wenig hinterfragte, allgemeinverbindliche Bindekraft und die Pluralisierung von Lebensstilen begann. In dieser Phase entstand auch in verstärktem Maße der Anspruch, sich in Beruf und Arbeitswelt „verwirklichen“ zu können – wobei dieses Selbstverwirklichungsmotiv in deutlicher Abgrenzung zur herkömmlichen Motivation von Aufstieg und Pflicht vollzogen wurde und einen relativ hohen Gehalt lebensphilosophischer Untermauerung mit latentem Allgemeingültigkeitsanspruch hatte.

In diesem letzten Punkt vollzog sich mit der „Erlebnisgesellschaft“ der 1980er und 1990er Jahre wiederum ein deutlicher Wandel: Konfliktvolle Abgrenzungen von Tradition und Unkonventionallität verloren an Bedeutung, ebenso der lebensphilosophische Gehalt von Lebens- und Berufskonzepten. Dass das gesellschaftsverändernde Motiv der 1960er und 1970er Jahre nun an Bedeutung für den Lebensstil und die Berufswahl verlor, sollte aber nicht zu dem Fehlschluss verleiten, die traditionelle, asketisch akzentuierte Aufstiegs motivation der industriegesellschaftlichen Frühphase der Bundesrepublik Deutschland sei wieder allgemeinverbindlich geworden: Stattdessen erlebte das Motiv des „Genusses“ eine deutliche Relevanzsteigerung, unter anderem hervorgerufen durch die Erlebnissuggestion der kommerziellen Anbieter von Konsumgütern, die eigentlich zu „Erlebnisanbietern“ wurden. Das „Selbstverwirklichungs“-Motiv der Kulturkonfliktphase verschwand mithin nicht, wurde aber seiner gesellschaftlichen Bezüge beraubt, individualisiert und durch den Erlebnismarkt kommerzialisiert.

Idealtypische Berufsmodelle, so könnte man diese Überlegungen ein wenig zugespitzt ergänzen, sind für die industriegesellschaftliche Phase klassische, bildungs- und wirtschaftsbürgerliche Professionen wie Mediziner, Juristen sowie Ingenieure und akademisch vorgebildete Kaufleute, die sich in so genannten „Kaminkarrieren“ um den persönlichen Aufstieg bemühen. Der Phase des Kulturkonflikts entsprechen vielleicht am ehesten Gesellschaftswissenschaften sowie Professionen des sozialen Berufsfeldes mit gesellschaftsverändernden Affinitäten wie Psychologie, Pädagogik und Sozialarbeit. Charakteristisch für die gegenwärtige, individualistische „Erlebnisgesellschaft“ schließlich sind

– jeder Berufsberater kann es bestätigen – die sehr häufig gewünschten Tätigkeiten in Werbung und Medien, die scheinbar hierarchiearm strukturiert sind, Abwechslung im Alltag zu bieten scheinen und die Berufsentscheidung anscheinend nicht lebenslang determinieren, sondern geradezu als Prototyp der bedeutsamer werdenden „Patchwork-Biographien“ in der dritten industriellen Revolution gelten können.

Warum erklärt das Modell der „Erlebnisgesellschaft“ die mit den Eingangsbeispielen illustrierten Entscheidungsprobleme bei der Berufswahl? Die Erlebnisgesellschaft verlangt von den Menschen ein nie zuvor gekanntes Maß an Orientierungsleistungen: Je zahlreicher die Möglichkeiten zu sein scheinen, zwischen Konsumgütern, Lebensstilen, Berufsalternativen oder Lebenspartnern zu wählen, desto dringlicher stellt sich die Frage nach den Zielen individuellen Handelns. Mit der Bildungsexpansion scheinen nun auch Berufsplanung und Lebensgestaltung immer mehr vom subjektiven Entwurf und immer weniger von der objektiv vorgegebenen Situation bestimmt zu sein; dies wird offensichtlich auch und gerade in der gegenwärtigen Umbruchsphase so wahrgenommen, in der bisher gültige, langfristige Planungssicherheiten in der Berufswelt wegbrechen und auch deshalb der individuelle Lebensentwurf an Bedeutung gewinnt. Auf diese Weise entsteht ein permanenter Entscheidungsdruck: Die Individuen müssen unablässig herausfinden, was zu ihnen passt, was ihren subjektiven Vorlieben, ihrem „Stil“ entspricht. Damit sind besondere Risiken verbunden: Es ist außerordentlich schwer herauszufinden, was man „wirklich“ will, und es besteht permanent die Gefahr, dass das erhoffte Erlebnis nicht eintritt. Erlebnisse lassen sich nicht programmieren, Enttäuschungen sind immer möglich. Typisch für den erlebnisorientiert Handelnden ist deshalb eine große Unsicherheit: „Was gefällt mir eigentlich, was nicht?“ Oder wie es geradezu klassisch eine Abiturientin im Hinblick auf ihren zukünftigen Berufs- und Lebensweg formuliert.

„Zurzeit bin ich hin- und hergerissen von meinen ‚zukünftigen Vorstellungen‘. Auf der einen Seite drängen mich die Tests und Vorstellungsgespräche der anderen (meist Wirtschafts- und Bankberufe), auf der anderen Seite stehe ich und habe nur ungenaue Vorstellungen von meinem Leben. Nach der Schule hätte ich erstmal Lust, mich auszuprobieren (FSJ = Freiwilliges Soziales Jahr). Ich möchte wissen, wozu ich in der Lage bin, was ich verkrachte, was mir Kraft gibt. Danach würde ich gern in Richtung Sozialpädagogik gehen. Mich würde



Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? (Fortsetzung)

es auch reizen, eine Sprache zu studieren oder Literatur. Vor allem möchte ich später von jedem Tag sagen können ‚dass es ein Tag voll von wirklichem Leben war (...). Mein Lebenstraum ist es, mich jeden Tag zu fühlen, nie in einen Trott zu verfallen, immer das andere zu suchen (Fobe/Minx 1996, 78).“

Eine erlebnisorientierte Berufsentscheidung (Schulze 1992, 429 ff.) ist nicht an einer rationalen Nutzenmaximierung orientiert und greift gerade nicht zum Kosten-Nutzen-Vergleich, wie es viele Berufswahlmedien empfehlen. Erlebnisorientiertes Handeln und Entscheiden wird nicht abwägend, sondern spontan inszeniert: der Erlebnisnutzen ist zu wenig greifbar, um eine intersubjektiv begründbare Kalkulationsgrundlage abzugeben. Entscheidungen sind hier nicht mehr als rationale Kalküle, sondern als emotionale und spontane Akte mit einem hohen Maß an Unsicherheit und Fragilität möglich (Schulze 1992, 431). Das entscheidende Auswahlkriterium einer erlebnisorientierten Entscheidung, die individuelle psychophysische Wirkung auf den Entscheider, ist kaum antizipierbar. Auch deshalb enthält eine erlebnisorientierte Entscheidung prinzipiell das schon erwähnte große Enttäuschungsrisiko. Diese Unsicherheit wird bei der Berufswahl gegenwärtig durch die objektiven Bedingungen verstärkt, weil den jugendlichen Berufswähler/innen arbeitsmarktliche Krisenszenarien und berufliche Zukunftsprognosen ja nicht unbekannt sind und insoweit die Zweifel an der Realisierbarkeit der gewünschten Erlebnisziele im zukünftigen Beruf verstärken.

Bei einer erlebnisorientierten Entscheidung ist die Bestätigung durch Gleichgesinnte besonders wichtig: Nur sie suggeriert, dass die – objektiv nicht begründbare – Genusserwartung Hand und Fuß hat. So erklärt sich, warum bei der Berufs- und Studienwahl für viele Jugendliche und junge Erwachsene das „Image“ eines Berufes innerhalb der eigenen „Szene“ offenkundig eine größere Bedeutung hat als sachlich-rationale, berufskundliche Expertisen zu beruflichen Anforderungsprofilen, Arbeitsmarktchancen, Zukunftsaussichten und ähnlichem. Da die beruflichen Informationsmedien und Beratungsdienste traditionell und aus sachlogischen Gründen dem rationalen Entscheidungsmodell verpflichtet sind, kann die/der durch das erlebnisorientierte Entscheidungsmodell geprägte Berufswähler/in ihre/seine Berufswahl nicht durch

Argumente der Experten zweifelsfrei absichern – und wir vermutlich durch diese Argumente gar nicht erreicht.

4. Berufliche Beratung bei erlebnisorientiertem Wahl- und Entscheidungsverhalten

Das Modell der „erlebnisorientierten Entscheidung“ macht plausibel, warum die Zahl von Berufswählern mit Entscheidungsproblemen – „ich weiß nicht, was ich werden soll“ – vermutlich weiter zunehmen wird; Berufswahl wird bei dieser Klientel immer weniger zu einem Informationsproblem und immer mehr zu einem Selbstfindungsproblem.

Deshalb erfüllt eine nur mit intersubjektiv nachvollziehbaren, berufs- und studienkundlichen Informationen argumentierende berufliche Beratung, die auf ein rationales Berufswahlverhalten setzt, nicht mehr die Bedürfnisse und persönlichen Fragestellungen der wachsenden, erlebnisorientiert handelnden Teilgruppe unter den Berufswähler/innen.

Eher dürfte hier die berufliche Beratung als Mittel der Autosuggestion gewünscht werden: Die Beratung war gut, der Berater war gut, wenn mir bestätigt worden ist, dass meine persönliche Wahl ganz besonders toll ist! Dagegen erzeugt das in Berufsorientierungsveranstaltungen, in den Schriften zur Berufswahl und auch in vielen Beratungsgesprächen dominierende, rationale Berufswahl-Verständnis Gefühle von Distanz, Angst, Überforderung und produziert Ausweichverhalten: „Immer wenn ich Berufsberatern zuhöre oder zur Berufsberatung gehe, habe ich das Gefühl, dass meine Ideen doch nicht so toll sind und dass ich nichts verwirklichen kann!“, berichten jugendliche Berufswähler und machen damit deutlich, dass die – aus beraterischer Verantwortung thematisierten – absehbaren Realisierungshürden, Anforderungen in Beruf und Studium, Arbeitsmarktperspektiven oder Prognosen zur „Arbeit der Zukunft“ wenig vom erwarteten oder erträumten Erlebnisgehalt des Berufs übrig lassen.

Auch die Methode der praktischen Berufserkundung hilft bei erlebnisorientierter Erwartungshaltung oft nur wenig: Die in der Alltagskultur, insbesondere in der Konsumwelt sozialisierte Erlebnisorientierung kann nur in wenigen Ausnahmefällen



bruchlos in der Berufswelt verwirklicht werden; die jugendlichen Berufswähler ahnen zwar, dass im Beruf nicht nur mit einer Abfolge von schönen Erlebnissen gerechnet werden kann, möchten aber diese Utopie nicht aufgeben. Insofern führen gerade längere Praktika in den ursprünglich erträumten Medien- oder Gestaltungsberufen oft zu neuer Orientierungslosigkeit.

Schließlich ist die vielfach von Arbeitgebern und Hochschulen praktizierte Aufklärung über prognostizierte Berufschancen und selten nachgefragte Berufs- und Studienrichtungen allein auch kein Ausweg: Diskrepanzen zwischen Angebot und Nachfrage, zum Beispiel auf dem Ausbildungsstellenmarkt oder, wie in jüngster Zeit, bei den technischen Studiengängen, sind wahrscheinlich weniger Ausdruck fehlender Informationen über selten nachgefragte Berufe, sondern viel stärker Folge des von den Berufswählern wahrgenommenen „Erlebnisgehaltes“ der Berufe. Ausbildungs- und Studienabbrüche könnten in wachsendem Maße auf persönlichen Enttäuschungen über den „Erlebniswert“ der begonnenen Ausbildung beruhen und noch zunehmen, wenn die Arbeitswelt auf traditionellen Werten wie Leistung und Anpassung beharrt.

Es bleibt die Frage: Was ist bei erlebnisorientierten Berufswahlverhalten berufsberaterisch zu tun? Soll man dem Bedürfnis nach vorbehaltloser Bestätigung erlebnisorientierten Berufswahlverhaltens widerstandslos nachgeben? Sicher nicht, denn die Enttäuschung kann langfristig umso destruktivere Wirkungen haben.

Andererseits: Können Berufsberater erwarten, dass sich jugendliche Ratsuchende ohne weiteres rational und außenorientiert verhalten, wenn man es ihnen im Blick auf ihre Berufswahl vorschlägt? Nicht unbedingt, wie viele Erfahrungen mit scheinbar irrationaler Berufswahlverhalten zeigen: Der Einfluss beraterischen Handelns, selbst unmittelbarer Begegnungen mit Berufswirklichkeit auf das Wahlverhalten von Berufswählern ist begrenzt, womöglich lebenslang erworbene und angewandte Prägungen durch erlebnisorientiertes Alltagshandeln⁵⁾ sind kaum außer Kraft zu setzen, nur weil es um Berufswahl geht.

Also bleibt nichts anderes übrig, als möglichst genau die individuelle Ausgangslage des jeweiligen Jugendlichen zu diagnostizieren, die bisherigen Erfahrungen mit Schule, Familie, Berufswelt und Freizeit zum Gegenstand der Beratung zu

machen und dann pragmatisch nach – begrenzten – Einflussmöglichkeiten Ausschau zu halten:

- Die – erlebnisorientierten – Motive einer scheinbar irrationalen Berufswahl müssen formuliert und thematisiert und damit auch behutsam bearbeitet werden, um den Berufswählern ihre – möglicherweise unbewussten – handlungsleitenden Maximen in ihre Konsequenz vor Augen zu führen.
- Deshalb können die subjektiven Träume und persönlichen Wünsche an Beruf und Leben aus der beruflichen Beratung nicht herausgehalten werden. Berufsberater sollten diese handlungsleitenden Vorstellungen möglichst weitgehend verstehen und ihre positive Funktion für das Subjekt begreifen.

Auf der Basis eines möglichst weitgehenden einfühlsamen Verstehens – nicht gleichzusetzen mit billigen! – können dann Berufsberater versuchen, den Jugendlichen zu verdeutlichen, dass im Berufsleben den Verhaltensmustern der Erlebnisgesellschaft durchaus Grenzen gesetzt sind.

Die Erfahrungen des Verfassers mit breiten Erörterungen subjektiver Handlungsmaximen in Beratungen oder Berufswahlseminaren sind jedenfalls durchaus positiv: Überraschend oft erkennen jugendliche Berufswähler dabei, dass ein rein erlebnisorientiertes Vorgehen riskant und risikoreich, teilweise unrealistisch ist und sind durchaus bereit, rationale Aspekte in ihr Wahlverhalten einzubeziehen, wenn sie das Gefühl haben, das ihnen ihre Träume nicht grundsätzlich ausgedet werden sollen.

- Gegenüber der Wirtschaft und den Hochschulen als „Abnehmern“ sollten sich Berufsberater auch als „Dolmetscher“ der Jugendlichen begreifen und das vermeintlich irrationale Verhalten vieler Jugendlicher erklären, um eine größere Toleranz gegenüber beruflichen Umwegen und unsicherem Entscheidungsverhalten zu fördern: Solange in dieser Gesellschaft immer stärker die Erlebnisorientierung als handlungsleitende Norm für Leben und Konsum propagiert wird, kann den Jugendlichen diese Disposition kaum

⁵⁾ Zumal die Erwachsenengeneration erlebnisorientierten Konsum liebt – wie wäre sonst das Fortbestehen einer Firma wie Porsche zu verstehen, deren Produkte bei rein rationaler Autowahl eigentlich niemand kaufen dürfte.



Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? (Fortsetzung)

mit moralistischen Untertönen vorgehalten werden – dies geschieht aber leider in allzu vielen gesellschaftlichen Diskursen um Jugendarbeitslosigkeit, Lehrstellensuche und Studierfähigkeit.⁶⁾

- Für diese „Dolmetscher“-Aufgabe berufsberatender Experten spricht auch die Hypothese, dass wegen neuer, altersspezifischer sozialer Homogenisierungen der Einfluss der Elterngeneration bei der Berufswahl von Jugendlichen abnehmen und der Stellenwert der „Szenen“ und ihrer Werte steigen dürfte.⁷⁾
- Schließlich sollten berufsberaterische Methoden und Strategien viel stärker als bisher üblich berücksichtigen, dass erlebnisorientierte Berufswahlmotive gerade im Umbruch der „drit-

⁶⁾ Vermutlich ist der Einfluss des erlebnisorientierten Konsums der 1980er und 1990er Jahre auf das Verhalten der in diesen Dekaden sozialisierten Jugendlichen viel bedeutender als der von konservativer Seite gern angeführte, „verderbliche“ Einfluss der „68er-Generation“.

⁷⁾ G. Schulze spricht von zwei Szenen, die bei den Jüngeren zu beobachten seien: Im sogenannten „Selbstverwirklichungsmilieu“ der Jugendlichen mit formal höherer Bildung wird die eigene Person zum höchsten Wert, während sich im so genannten „Unterhaltungsmilieu“ die formal geringer Qualifizierten an momentanen Bedürfnissen orientieren und nach immer neuer Stimulation streben.

⁸⁾ Die positive Rezeption des – neuerdings in deutscher Übersetzung vorliegenden – US-amerikanischen „Klassikers“ der Berufswahl-Literatur von Richard Nelson Bolles (1999) verdeutlicht die arbeitsmarkt-kritische Richtung der berufsberaterischen Diskussion. Zur positiven Rezeption in den Medien vgl. Schwertfeger (2000, 10–13).

ten industriellen Revolution“ auch eine positive Funktion im Berufswahlprozess haben können: Es spricht manches dafür, dass zukünftig die Konkretisierung einer auf persönlichen Erwartungen beruhenden beruflichen Zielplanung erfolgsversprechender sein dürfte als die Orientierung an scheinbar objektiven, aber immer brüchiger werdenden allgemeinen Prognosen zur Arbeitswelt der Zukunft.

Ob in dieser Hinsicht, wie gegenwärtig unter Berufsberatern diskutiert wird, die Thematisierung des Arbeitsmarktes in der beruflichen Beratung bereits als unprofessioneller „Kunstfehler“ zu betrachten ist, sei hier dahingestellt.⁸⁾ Aber zumindest dann, wenn arbeitsmarktliche Aspekte und allgemeine Prognosen zur Arbeitswelt der Zukunft ein sehr starkes Gewicht in der Berufsorientierung und beruflichen Beratung erhalten, wird tatsächlich die in der „dritten industriellen Revolution“ erforderliche Kreativität, Selbsterkundungsfähigkeit und Handlungsbereitschaft bei jugendlichen Berufswähler/innen eher gehemmt statt ermutigt.

Suchworte: Berufswahl, individuelle Lebensplanung, berufliche Zukunft, Berufswünsche, Ausbildungswünsche, Ausbildungserwartungen, Lebensperspektive, jugendliche Berufswähler, Zukunftsvorstellungen, berufliche Beratung, Berufswahlverhalten, dritte industrielle Revolution, Virtualisierung der Erwerbsarbeit, Berufemarkt, Berufswahlmotive, berufliche Entscheidung, Eignung und Neigung, Erlebnisgesellschaft, Arbeitsmarktchancen, Zukunftsaussichten, berufliche Informationsmedien